

Für die Kopie. Bitte
12. 12. 1971

V

Bemerkung

Bei dieser Rede sind die
Ränder z.T. abgeschnitten.
Sieg noch besser! Das
liegt an der mangelhaften
Vorlage - offenbar selbst
eine (schlechte) Kopie mit
abgeschnittenen Rändern

Volkstum und Sprache

Rektoratsrede

Gehalten bei der Stiftungsfeier

der Universität Heidelberg

am 22. November 1926

von

Friedrich Panzer

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Herr Minister! Liebe Kollegen und Kommilitonen!

Meine Damen und Herren!

Seit der nationale Gedanke begonnen hat, alles politische Leben mit leidenschaftlichen Forderungen zu bedrängen, hat forschender Eifer aufmerksam die Gründe abgesucht, über denen ein Volkstum sich erhebt. Verschiedene Augen haben da Verschiedenes gesehen; ein reiches Schrifttum hat den Begriff des Volkstums nach seinen Merkmalen und Voraussetzungen in mannigfach wechselnder Weise bestimmt. Der Streit scheint müßig, wenn man festhält, daß Volkheiten geschichtliche Erscheinungen sind und somit schlechthin einmalig, unfügsam begrifflichem Zwange. Definitionen können hier kaum mehr leisten, als daß sie ein Wunschbild aufstellen, das anfechtbarer Willkür in der Zusammensetzung seiner Merkmale doch nie zu entgehen vermöchte: wer dürfte entscheiden, wo der echte, der höchste Begriff des Volkstums sich verwirklicht?

Unbestritten bleibt dabei, daß an jedem Volkstum, so mannigfach wechselndem Boden es zu verschiedenen Zeiten entsprossen mochte, gewisse Grundkräfte gleichermaßen bildend waren, und zweifellos hat die Gesellschaftslehre in unverlorenen Bemühungen hier so manches klärend festgestellt. Auch schließt jene eben geforderte geschichtliche Einstellung nicht aus, neben der artweisen Abschattung der gegebenen Volkheiten Gradunterschiede anzuerkennen, die wohl eine Wertung dulden. Schwerlich können wir Deutschen uns der Einsicht entziehen, daß uns der völkische Gedanke schwächer leuchtet als anderen Nationen und ein geringeres Maß der Wärme spendet, die sich umzusetzen drängte in wirksame Kraft. Und wenn schon in jedem Volkstum die Leidenschaft sich schichtenweise abstuft, mit der die Volksgenossen den nationalen Gedanken hegen, so möchte bei uns abermals der Kreis derer gedrängter sein, die ihn bewußt und tatbereit tragen. Freilich scheint seit dem Kriege eben hierin ein verheißungsvoller Aufschwung eingetreten.

Sieht man auf die Grundtatsachen, die ein Volkstum erzeugen, so läßt sich wohl allgemein beobachten, daß die naturhaften Voraussetzungen mit

der fortschreitenden Zivilisation an Bedeutung verlieren. So wird in erster Linie der irdische Raum, in den ein Volk gesetzt ist, an bestimmender Kraft Einbuße leiden mit der einebnenden Entwicklung von Wirtschaft und Verkehr. Jedenfalls gibt sie die Möglichkeit, ein einheitliches Volkstum entstehen zu lassen selbst über so weitgehende Verschiedenheiten des Bodens, des Klimas und aller Wirtschafts- und Lebensformen hinweg, wie der keineswegs naturhaft abgegrenzte deutsche Siedlungsraum sie bietet; was da an räumlich bedingten Unterschieden geblieben ist, behauptet nur noch den Rang landschaftlicher Abschattungen, die doch ein Volkstum überwölbt. Mit der Wechselkraft, die in all diesen Dingen sich geltend macht, wirkt dann umgekehrt das anderweit erwachsene Gemeinbewußtsein lebhaft auf den Raum und erfäßt ihn mit jener leidenschaftlichen Liebe, die ihn zum Vaterlande in dem hohen, geistigen Sinne erhebt, den die Gegenwart entwickelt hat. Zufällige geschichtliche Umstände können dazu führen, daß besondere Teile des Siedlungsraumes geradezu symbolhafte Bedeutung im völkischen Sinne gewinnen: wir Deutschen haben das an unserem Rheinlande erlebt.

Auch die naturhafte Voraussetzung der Rasse mindert ihre Bedeutung in den großen Volkheiten unserer Zeit, die nirgends mehr rassisch einheitlich erscheinen. Wenn etwa doch über alle Verschiedenheiten der Haar- und Augenfarbe und der Schädelbildung hinweg eine gewisse körperliche Erscheinungsform, eine gewisse Einheit in Haltung und Antlitz als bezeichnend erscheinen will für deutsches, französisches, englisches oder amerikanisches Volkstum, so möchte das eher Folge als Ursache der anderweit gebildeten Volkheit sein, die körperliche Ausprägung stehender Lebensgewohnheiten, gemeinsamer Sprachgebärden, gemeinsamer geistiger Haltung und Willensrichtung. Das Wesen eines heutigen Volkstums in erster Linie in seinen rassenhaften Voraussetzungen zu suchen, muß gerade nationalem Erziehungswillen theoretisch wie praktisch bedenklich erscheinen. Theoretisch, weil über Wesen und Beständigkeit der Rasse eben die ernstesten Forscher mit den stärksten Zweifeln reden. Praktisch, weil eine solche Einstellung leicht zu bequemem Ausruhen auf einer Naturgabe verleitet, statt Blick und Streben auf ein Geistiges, täglich neu zu Erwerbendes zu richten.

Nicht minder verlieren Sitte und Brauch an Wichtigkeit für die Bildung und Kennzeichnung eines Volkstums mit der fortschreitenden Gesittung.

Wieder bleiben die Verschiedenheiten als landschaftliche Abschattungen bestehen, bedeutsam wesentlich nur für die breite Unterschicht, die doch nicht der tätige Träger des völkischen Gedankens zu sein pflegt. Unter den Gebildeten hat hier übervölkisch eine weitgehende Einigung stattgefunden; sie prägt sich am sichtbarsten in der einheitlichen Tracht aus, wie sie die Oberschicht aller kultivierten Völker über den ganzen Erdkreis hin angenommen hat. Das hindert wieder nicht, daß doch für einzelne Volkheiten geschichtlich begründete Ausnahmen bestehen. Niemand wird leugnen wollen, daß die gesellschaftliche Sitte auch der Oberschicht für das englische Volkstum unterscheidendere, geistig bedeutsamere Züge liefert, als etwa für das deutsche oder französische.

Auch das Zusammenleben in einem Staate hat bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten einen wechselnden Anteil an der Begründung des Volkstums. Erst in neuester Zeit drängt jedes Volkstum zur staatlichen Einigung. Wieder wird deutlich, daß wir Deutschen dabei unter den großen Kulturvölkern die unterste Stufe halten, was die Tatsache nicht nur der staatlichen Verwirklichung des Volkstums, sondern selbst den Drang danach anbelangt. Wir mögen in solcher Schwäche den Griechen nahe stehen, denen eine ganz geistig begründete Volkheit mit der eigenwilligsten staatlichen Zersplitterung vereinbar war im Gegensatz zu dem völlig staatsbeherrschten Römertum, dem sie denn auch mit solcher Schwäche erlagen. Daß der Staat an sich kein Volkstum erweckt, wird nicht durch die Schweiz und ihr schweizerisches Nationalbewußtsein widerlegt. Hier schufen die räumliche Geschlossenheit und natürliche Eigenart des Landes ebenso wie seine besondere Geschichte, die von der starken Idee der Freiheit durchglüht und ins Mythische gesteigert ist, einzigartige Verhältnisse. Sie haben eine seltsame Kreuzung zweier keineswegs gegenseitig bedingter Gemeinschaftsbildungen, der staatlichen und völkischen, wirksam gemacht, deren Dauer doch, wie der Krieg gezeigt hat, wesentlich auf der höheren Staatsgesinnung und völkischen Schwäche des deutschen Teiles der Schweiz beruht. Das alte Österreich hat trotz jahrhundertelangen staatlichen Bestehens kein einheitliches Volkstum zu bilden vermocht. Wohl war eine gewisse äußere Gemeinsamkeit der Lebensformen und damit ein primitiver Anfang dazu vorhanden, aber die geistigen Voraussetzungen fehlten. Auf Gulhas, Pilsener Bier

nd Regiezigarren allein läßt eben doch kein Volkstum sich gründen; viel
eiter aber reichte die freudige Pflege gemeinsamer Kulturgüter in diesem
Staate nicht. Preußen dagegen hat seinen Zugehörigen wirklich etwas von
nem »esprit de nation« einzulösen vermocht, den Friedrich der Große von
inem Offizierkorps forderte, und hat so, auf einem wesentlich geistigeren
brunde, eine Art Staatsnation aufzuziehen vermocht; der allgemein deutsche
Volkstumsgeanke hat ihre Abgeschlossenheit gleichwohl zu unser aller Wohle
esprengt. Auch der in und nach dem Kriege lebhafter wirksam gewordene
elgische Staatsgedanke hat doch die starken völkischen Spannungen inner-
alb dieses Staatswesens nichts weniger als beseitigt.

Es ist nun in neuerer Forschung — besonders von Othmar Spann —
ark betont worden, daß die wesentlichen Bestandteile jeden Volkstums jene
öheren geistigen Gemeinschaften darstellen, wie sie in der Philosophie,
Religion, Moral, Kunst und Wissenschaft vorliegen. Für die Kulturvölker
on heute gilt das gewiß in hohem Maße und auch sonst wohl, mit geschicht-
chen Abstufungen. Innerhalb des deutschen Volksbereiches ist beispiels-
weise die Religion für die Erhaltung des Volkstums der Siebenbürger
Sachsen von der größten Bedeutung gewesen, innerhalb des geschlossenen
eutschen Siedlungsbereiches dagegen bedeutete sie seit der unseligen Kirchen-
paltung des sechzehnten Jahrhunderts ein schweres Hemmnis für die
ationale Einheit. In neuerer Zeit beginnt sich die Erkenntnis durchzuringen,
aß wir in Deutschland zwar keine einheitliche Religion, wohl aber eine
Religiosität haben, in der ein deutscher Katholik dem deutschen Protestanten
näher stehen möchte als etwa einem italienischen Konfessionsgenossen.

Im übrigen wollen wir uns auf eine Erörterung dieser Beziehungen nicht
veiter einlassen, um endlich demjenigen uns zuzuwenden, das ja fast allein
den angeführten geistigen Inhalten Gestalt und Bindung zu geben vermag:
er Sprache. Sie in ihrer Beziehung zum Volkstum zu erläutern — und
war ausschließlich für deutsche Verhältnisse — haben wir dieser Stunde zur
Aufgabe gesetzt.

Wir ergreifen damit die entscheidende Tatsache. Denn zu allen Zeiten
und in den neueren in erhöhtem und geistigerem Maße, ist es die Sprache,
die einem Volkstum seine wesentliche Unterlage gibt. Zwar wird man ein-
äumen müssen, daß auch Volkstum und Sprache sich nicht ohne weiteres

edern. Es haben beispielsweise in Amerika unter dem Einflusse besonderer geographischer, politischer, wirtschaftlicher und kultureller Verhältnisse sich Volkheiten begründet, die vielfach verschieden sind von denen, die in Europa bei gleicher englischer, spanischer oder portugiesischer Sprache erwuchsen. Die fortschreitende Entwicklung führt hier freilich immer mehr auch zu sprachlicher Unterscheidung. Weiter hat jedes große Kulturvolk über seinen Sprachboden hinaus einen Kulturbereich, den es seinem Volkskreise zu rechnen darf, wie die Engländer die keltischen Siedlungen auf ihrer Insel, die Franzosen die Bretonen, die Deutschen die von rätoromanisch redende Bevölkerung bewohnten Täler der Schweiz und des östlichen Südtirols, einige friesischen Landstriche oder manche von Slaven besiedelten Gebiete in Osten. Aber auch hier pflegt die Voraussetzung eines anerkannten völkischen Zusammenlebens die zu sein, daß mindestens alle Gebildeten der betreffende Volksteile die englische, französische, deutsche Sprache verstehen, ja daß sie ihre Schriftsprache ist, so wie eben das Deutsche für unsere friesischen Volksgenossen. Sind die innerhalb der Reichsgrenzen siedelnden Friesen — wie die Niederfranken der nördlichen Rheinprovinz — volkheitlich zweifellos Deutsche, so rechnen ihre innerhalb des Königreichs der Niederlande siedelnden Stammesgenossen sich ebenso zuversichtlich dem holländischen Volkstum zu, da sie sich des Holländischen als Schriftsprache bedienen.

Die Absonderung des Holländischen, das ja wesentlich von den inneren Stammes- und sprachgeschichtlichen Sinne deutschen Niederfranken getragen wird, und seine Ausbildung zu einem besonderen Volkstume ruht ja ganz auf der Herausbildung einer besonderen, vom Neuhochdeutschen — und davon diesem — abgetrennten Schriftsprache. Die Holländer mögen auf dieser Entwicklung mit einem Stolz sehen, dem man seine Berechtigung nicht abkennnen kann. Denn unzweifelhaft war diese sprachliche und politische Sonderung nur möglich auf dem Grunde einer weitreichenden inneren Selbständigkeit, eines von starkem Selbstbewußtsein getragenen Zusammengehörigkeitsgefühls und einer höchst bedeutenden Kulturleistung gerade in jener Zeit, wo das größere Deutschland in Zwiespalt und Schwäche verfallen lag. Von höherer Warte gesehen bedeutet diese Abschnürung ebenfalls ein verheerendes Schicksal und Verarmung. Wir Deutschen sehen uns ausgeschlossen von so mancher geistigen Leistung dieses in sprachgeschichtlichem Sinne deutscher

vollsteiles, deren Bedeutung auch für uns die uns vorbehaltlos genieß-
bare bildende Kunst Hollands ahnen läßt. Holland dagegen sieht sich los-
gerissen vom großen Hinter- und Muttergrunde seines geistigen Seins, und
mag darin vielleicht die Erklärung dafür liegen, daß es seit dem sieb-
hnten Jahrhundert literarisch nichts von ähnlich allgemeiner Bedeutung
hervorbringen können, wie das der deutschen Schweiz gelungen ist.

Wie sehr unserer Zeit Volkstum und Sprache sich verselbigen, zeigen die
eigenartigen Sprachverhältnisse des heutigen Norwegen. Seit der
Mitte des vorigen Jahrhunderts ist dort eine Bewegung erstanden, die der
politischen Verselbständigung des Landes in seiner Loslösung vom dänischen
und schwedischen Bereiche auch sprachlichen Ausdruck verleihen möchte. Mit
zunehmendem Erfolge versucht sie, die bisher in Norwegen als Schrift-
sprache verwendete „dänisch-norwegische Reichssprache“ zu ersetzen durch
eine, auf dem Grunde der heimischen Mundarten durchaus künstlich empor-
gebaute „norwegisch-norwegische Landessprache“, auf die Gefahr hin, das
Volk von seinen größten Dichtern abzuschneiden, die, wie Björnson und
Ibsen, sich jener „Reichssprache“ bedienten.

Sprache ist ja wirklich die fast allein statistisch faßbare Tatsache jedes
Volkstums; sie bleibt unzweifelhaft auch die wesentlichste Voraussetzung
für seine Bildung schon deswegen, weil nur sie die Möglichkeit der unauf-
hörlichen, mühelosen Mitteilung alles desjenigen bietet, worauf die Einheit
einer Nation und das Bewußtsein dieser Einheit sich gründen. Gerade hier
beginnt nun, deutlich sichtbar, das tausendfältige Spiel jener Wechsel-
kräfte, von denen ich vorher schon Andeutung zu machen hatte. Ist einheit-
liche Sprache die Voraussetzung einer Volkheit, die sie in weitem Sinne
erst erschafft, so ist Sprache doch von Anbeginn her auch wieder Ausdruck
und also Schöpfung jenes Volkstums, dessen Träger sie ist, Spiegel seiner
Art und Verfestiger seines Weltbildes. Denn sie lebt, wenn die persönlichen
Träger geschlechterweise sterben; sie wird so Überlieferer des Volkstums
und der unbestellte Erzieher zu ihm. Schauen, Fühlen und Denken der
Väter, die sie schufen, bleibt in ihr dauernd wirksam und beeinflusst aufs
tiefste alle, die von ihr gleichsam gesprochen werden, indem sie in ihr zu
sprechen meinen.

Man hat die Sprache nicht unpassend Filtern verglichen, denn wirklich

läßt eine jede nur ganz bestimmte Teile durch vom Strome des Weltwesens sie reicht jedem, der in ihr aufwächst, Gläser von bestimmtem Schliß und bestimmter Farbe, durch die er das Weltgeschehen betrachtet. Eine gebildete Sprache dichtet und denkt für ihre Träger; wenn große Meister oft sich beklagen über die Unmöglichkeit, ihre Gesichte in angemessene Worte zu fassen so liegt das nicht zum kleinsten Teile an dem Zwange, den die Sprache auf die Entfaltung eigenwilliger Größe ist stets ein Kampf mit diesem Zwange.

Nun aber ist die lebendige Sprache ja kein in sich ruhendes, vom Mensch abgelöstes Sein, ist keine Sache, sondern Leistung. In jedem Augenblicke muß sie von jedem ihrer Träger neu erzeugt werden und verändert sich treulich mit den Menschen, mit denen und durch die sie lebt. Unaufhörlich nimmt sie neue Stimmungen, neue Gedanken, neue Eindrücke in sich auf. Sie wird so langsam das große Archiv, in dem alle Erlebnisse der Nation bewahrt bleiben — nicht aber als verstaubte Pergamente, sondern ewig lebendige, ewig beredete Zeugen ihres Tuns und Leidens. Aus der Sprache heraus wirken sie dann ständig zurück auf die neu herauswachsenden Geschlechter, und so walten die Kräfte unaufhaltsam, ununterscheidbar hin und wieder, durch die Jahrtausende reichen sie sich die goldenen Eimer.

Nicht der natürlich gegebene Sprachstand freilich vermag diese völkische Aufgabe in ihrem höchsten Sinne zu erfüllen. Wo immer die steigende Kultur Menschen an Menschen bindet, läßt sie die urtümliche Mannigfaltigkeit der Sprachen in größere Einheiten zusammenrinnen, die dann allerdings an ihren Grenzen Klüfte erscheinen lassen statt der primitiveren Übergänge. So sucht auch ein Volkstum, je inniger und geistiger es wird, auf Ausdruck des einheitlich Gedachten und Empfundnen eine im strengeren Sinne einheitliche Sprache, und so drängt sich über dem breiten Grunde der hundertfältig abschattenden Mundarten eine ausgeglichene Hochsprache empor. Pflügt sie zunächst als Schriftsprache zu erscheinen und in der Schrift wohl dauernd die strengere Einheit zu bekunden, so wird sie doch bald und in zunehmendem Maße auch gesprochene Sprache jener gebildeten Oberschicht, die stets als der wesentliche Träger des nationalen Gedankens erscheint. Die Mundart behauptet dabei auch vom völkischen Standpunkte ihren Wert. Sie hat so viel trauliche Nähe, Wärme und Sinnlichkeit, daß sie wohl den Eindruck erwecken kann, als werde das völkisch Bezeichnete

er mit besonderer Stärke empfindbar, ganz so, wie man etwa in Hildes-
im oder in Nürnberg glauben mag, Deutschland mit Händen greifen zu
nnen. Wie diese Städte aber, so bleiben doch auch die Mundarten zwar
gendlich naturnah und darum sinnlich besonders wirksame, aber doch ein-
itig beschränkte Offenbarungen deutschen Wesens, das sprachlich in seiner
inheit und vollen Geistigkeit nur in der alle Mundarten überwölbenden
ochsprache sichtbar wird.

Die Entstehung einer solchen Gemeinsprache zu verfolgen, lockt bei jedem
ulturvolke als eine Aufgabe von hohem Reiz. Bei uns Deutschen ist sie
elleicht noch besonders anziehend, weil die Geschichte unserer Hochsprache
rschlungener und, wie man wohl sagen dürfte, geistiger bedingt scheint als
iderstwo. Denn auf deutschem Boden fehlten ihr jene natürlichen Voraus-
tungen, wie sie etwa der englischen und französischen Schriftsprache in der
ehr äußerlichen, geographischen Bedingung einer Hauptstadt gegeben
aren, die auch die sprachliche Entwicklung in weitem Maße und dauernd
stimmte. Unsere Gemeinsprache hat sich nur sehr langsam und in dauerndem
ampfe gegen jene gewaltigen Schwierigkeiten entwickeln können, die
utsche Zersplitterung nach Landschaften, Stämmen, Staaten, Bekennt-
issen, Ständen und Bildungsrichtungen aufstürzten. All diese Klüfte zu
berbrücken, das Widerstrebende zu nähern, das Auseinanderrinnende in
n Gefäß zu fassen, war ihr hohes Geschäft. Eben darum aber ist unsere
demeinsprache auch im höchsten Maße Werk der gesamten Nation, deren
olitische, siedlungsgeschichtliche, kulturelle und geistige Taten und Leiden in
r erkennbaren Niederschlag fanden. Es bedürfte freilich eines in diesem
sinne übrigens noch ungeschriebenen Buches, um alle hier bildend ge-
wesen Kräfte und Vorgänge nach ihrer ganzen Breite und Fülle zu
igen. Wir werden uns begnügen müssen, einige Hauptzüge anzudeuten.

Als mit der fortschreitenden Ausbreitung des Germanentums aus engeren
lrstzen die alte Spracheinheit sich mehr und mehr zerspalten hatte, hielt
wohl eine von Stamm zu Stamm flatternde Stabreimdichtung einen ge-
iffen Zusammenhang auch im Sprachlichen noch fest. Aber selbst den unter
ch verwandteren Stämmen, die in der germanischen Südmark auf unserem
eutigen Volksboden sich eingerichtet hatten, wäre eine künftige sprachliche und
olkheitliche Einigung keineswegs von vorneherein zu Weissagen gewesen;

hatte sich doch eine bedenkliche Sprachspalte zwischen ihnen aufgetan. Im westlichen Mitteldeutschland und im Süden hatte in der Vermischung romanisierten Kelten und Alpenvölkern eine Kolonialsprache sich gebildet, die mit der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung, zwar von Süden gegen Norden abebbend, im ganzen doch scharf von jenem niederdeutschen Teile sich abhob, der auf der alten Konsonantenstufe beharrte.

Wenn schließlich trotzdem nicht zwei verschiedene Sprach- und Volksbereiche erwuchsen, so war der Grund dazu früh gelegt durch die politische Einigung der deutschen Stämme unter fränkischer Herrschaft, die mit der Bezwingung der Sachsen durch Karl den Großen abschloß. Die beweglichen Franken, Hüter des deutschen Hauptstroms und seines Hortes, waren auch zu einer sprachlichen Vermittlerrolle vorbestimmt: von Norden gegen Süden lang hingestreckt, sahen sie als einziger deutscher Volksstamm sich selbst durch jene Verschiebung geteilt, ja im einzelnen mannigfach abgestuft. Und die politische Einigung, die sie mit Gewalt herbeiführten, mußte geistig um so wirksamer werden, als Überfrankung allenthalben zugleich Verchristung bedeutete und so allen deutschen Stämmen den neuen geistigen Untergrund legte, auf dem man sich in den folgenden Jahrhunderten in gemeinsamer Bemühung einzurichten hatte.

Wie stark fränkischer Einfluß frühzeitig auch gegen Süden hin ausgleichen wirkte, wird deutlich an der Entwicklung erkennbar, die von den Sanktgaallischen Sprachdenkmälern des achten Jahrhunderts zu Notker hin sich befundet: strenge oberdeutsche Eigentümlichkeiten der älteren Zeit sind aufgegeben.

Mit dem zwölften Jahrhundert beginnt in einer neuerwachenden deutschen Dichtung, deren Träger Geistliche und Ritter in naher Verbindung sind, eine Sprache sich zu formen, die um 1200 zu einer reinen Zierlichkeit aufsteigt, die nur in den gleichzeitigen Schöpfungen spätromanischer Baukunst am Rheine und dem glänzenden Spiel ihrer Formen ein Vergleichbares findet. Behält sie in der Dichtung ihre eigentliche Heimat, so lassen mancherlei Zeugnisse doch keinen Zweifel, daß auch die Umgangssprache der ritterlichen höfischen Kreise sich ihr genähert hat, wenn auch mit Abstufung und vielfacher Schwankung im Einzelnen. Die Anfänge dieser Dichter- und Gesellschaftssprache stehen wieder stark unter rheinischem, das heißt fränkischem Einfluß. Sogar das Niederfränkische konnte bei der besonderen Rolle, die sein süd

icher Bereich in der Vermittlung des allbestimmenden französischen Vorbildes spielte, von Bedeutung werden; noch weist unsere Hochsprache in Wortformen wie Ritter, Tölpel, Wappen davon die Spur. Das westliche und südliche Deutschland bleiben als die wesentlichen Schauplätze der höfischen wie der sogenannten Volksdichtung auch für die Sprache bestimmend. Niederdeutschland hält damit nicht gleichen Schritt. Seine spärlichere und weniger bedeutende Literatur bekundet auch sprachlich willige Aufnahme hochdeutscher Einwirkung. Und wie das Deutsche seit dem dreizehnten Jahrhundert — abermals zunächst im Westen und Süden, dann erst auch in den nördlichen Randzonen — als Geschäftssprache Fuß zu fassen beginnt, zeigt sich auch hier rasch hochdeutscher Einschlag. Die Reformation, Luthers Bibelübersetzung und der ganze sprachliche Einfluß, der von Wittenberg ausstrahlte, hat schließlich nur beschleunigt und vollendet, was von langeher sich vorbereitet hatte. Um 1600 ist die größte und wichtigste Entscheidung deutschen Sprachlebens gefallen: das Niederdeutsche ist nur noch eine Mundart, der das Hochdeutsche sich als die Sprache des höheren Lebens entgegenstellt. Bezeichnend bürgerte damals für das Niederdeutsche, von Holland her einwandernd, der Name Plattdeutsch, das heißt die gemeine, niedrige Sprache, sich ein. Damit war die Gefahr beseitigt, daß auch der Norden eine eigene Gemeinsprache und in unvermeidbarer Folge ein gesondertes Volkstum entwickelte, wie es im niederländischen Winkel des Nordwestens beklagenswerte Tatsache ward.

Nicht vom alten Mutterboden deutscher Gemeinsprache, dem Westen und Süden Deutschlands her, war der entscheidende Stoß erfolgt. Seit dem Ausgange des Mittelalters waren diese Striche, einst Herz- und Kernland des Reiches, zurückgetreten im politischen und geistigen Leben der Nation. In der Ostmark hatten die starken Gewalten Österreichs, Böhmens, Kur-sachsens, Brandenburgs sich erhoben und blieben so entscheidend für die künftigen Schicksale Deutschlands, daß hier, auf dem östlichen Kolonialboden, die beiden Hauptstädte des deutschen Volksbereichs sich entwickelten. Während der Eindeutschung des neuerworbenen Landes muß sich das Sprachleben hier lange in unruhiger Bewegung befunden haben; im Ausgleich mitteldeutscher mit ober- und niederdeutschen Sprachbestandteilen unter den aus allen Stämmen Deutschlands herangewanderten Siedlern war schließlich eine Sprachform entstanden, die in sich eine weitgehende Eingleichung enthielt.

Die kaiserliche Kanzlei in Wien und zeitweise in Prag, die kursächsische und selbst die auf niederdeutschen Boden gestellte brandenburgische nahmen sie früh auf und entwickelten sie um so leichter zu geschmeidiger Geistigkeit, als die humanistische und reformatorische Bewegung gerade hier im Osten sich früh und lebhaft wirksam zeigten. In der Bibelübersetzung Luthers, die in der äußeren Sprachform sich nach der Erklärung ihres Verfassers der kaiserlichen und kursächsischen Kanzlei angeschlossen, fand die so entstandene Sprache ihre klassische Form und eine Wirkung von unberechenbarer Weite und Tiefe. Mann und Werk aber waren auf einem Boden daheim, der eben damals in seiner Mundart den Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen vollzog.

Im östlichen Mitteldeutschland, in Schlesien und Sachsen, findet diese Sprache in den nächsten zwei Jahrhunderten weitere Ausbildung und Festigung; ganz Deutschland ist um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einklingend in der Vorstellung, daß in Meissen das beste und zierlichste Deutsch geschrieben und gesprochen werde. Drei Niederdeutsche, Schottel, Gottsched und Adelung schreiben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert dieser hochdeutschen Gemeinsprache ihr Gesetzbuch. Auch die Schweizer, so überlegen sie sich sonst fühlen durften, müssen ihrem Leipziger Gegner grollend zugestehen, daß er über das mustergültige Deutsch verfüge. Der Westen und Süden, einst Mutter- und Musterland der Hochsprache, ist eben seit dem sechzehnten Jahrhundert sprachlich rückständig geworden. Man weiß aus Dichtung und Wahrheit, wie betroffen der junge Goethe war, als ihm diese Tatsache in Leipzig bewußt wurde, man kennt jene Reime in Schillers Jugenddichtung von Menschen auf Wünschen, Miene auf Tränen, ist auf entwischt, die die sprachliche Rückständigkeit auch Schwabens praktisch belegen. In der bis in die Oberschicht reichenden Geltung der Mundart in diesen Landschaften drückt sich noch heute ihr vom Standpunkt der Gemeinsprache gesehen zurückgebliebener Sprachstand sich aus.

Der großartige Aufschwung unserer Dichtung seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in dem auch die Gemeinsprache aus barockem Schwulst, aus Steifheit und rationalistischer Kühle, in der sie zu erstarren drohte, erlöst werden sollte und zu dem Stoffe sich bilden, in dem alles tönend werden konnte, was in der äußeren Welt oder in den Tiefen einer Menschenseele

ebt, — auch dieser Aufschwung wird noch im Osten eingeleitet: ein Nieder-
sachsen, Klopstock, und zwei Ostmitteldeutsche, Lessing und Herder, führen il-
herauf. Nun aber treten auch der Westen und Süden mit den stärksten
Leistungen ein. Sie konnten aus ihrem altertümlicher, naturnah und leben-
voller gebliebenen Sprachstand der Hochsprache frisches Blut zuführen.
Schon der Schwabe Wieland, in Erfurt östlichem Sprachstande früh zu-
gebildet, brachte ihr Anmut und Beweglichkeit des Südens. Der Stur-
und Drang, der um den jugendlichen Goethe und Schiller aufschäumte,
trudelte allenthalben Mundartliches empor; die großen Meister selbst ab-
wurden nach revoltierenden Anfängen mit fortschreitender Bildung zu Be-
eidigern und Vollendern der Gemeinsprache, in deren östlichem Mutter-
reich sie ihren Wirkungskreis fanden. Und dort, in Berlin und Jeru-
salem, wuchs auch noch die Romantik empor; erst mit dem neunzehnten Jahrhun-
dert fällt dann das ganze Deutschland vielstimmig ein. Da aber ist die Gemein-
sprache bereits unerschütterlich gesichert.

Beim großen Einigungswerke hatte Niederdeutschland den bedeutendsten
Einsatz gezahlt. Eigenes aufzugeben, Fremdes mit Ehren aufzunehmen
war im wesentlichen sein Los. Im einzelnen hatte wohl — unser Wortschatz
ist dessen beredter Zeuge — auch die Hochsprache sich herabgelassen, manche
Niederdeutschen Raum zu geben. Vor allem aber ward dem Norden an
der letzten Stufe ihrer Entwicklung noch eine Genugthuung. Bis ins neun-
zehnte Jahrhundert bestand die sprachliche Einigung im strengeren Sinne fast
nur in der Schrift, es war eine Einigung mehr der Buchstaben als der
Laute. Denn im Sprechen unterlegten auf hochdeutschem Gebiete auch
Gebildeten den Schriftzeichen die Laute ihrer jeweiligen Mundart, die
Schriftsprache ja nirgends ferne stand. Im Norden war das nicht möglich.
Man erlernte das Hochdeutsche als eine von der Mundart weit abstehende
fremde Sprache aus Büchern, man sprach hier im eigentlichen Sinne „nach
der Schrift“, einheitlich über das ganze Gebiet, bestimmt und zugleich gefestigt
in der Eigentümlichkeit der klangvolleren niederdeutschen Lautgebung. Erst
im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wird öfters die angenehme
Lautung des Hochdeutschen im niederdeutschen Munde gerühmt; auf
Bühne, wo einheitliche und deutliche Aussprache technisches Bedürfnis war,
hat sie früh sich festgesetzt. Als man denn am Ende des vorigen Jahrhun-

an eine verbindliche Aufzeichnung der Bühnensprache für das ganze deutsche Sprachgebiet herantrat, hatte man fast nur den geltenden Brauch aufzunehmen und konnte aus ihm mit geringer Nachhilfe völlige Einheit und Folgerichtigkeit herstellen. Mit dieser Bühnensprache aber hatte man das Gesetzbuch deutscher Einheitsprache geschaffen, das über das Theater hinaus maßgebend wird und werden muß für unser gesamtes öffentliches Leben. Wird die Schule erst sich in steigendem Maße dieser Forderung annehmen, so werden wir bald die letzte Stufe der für ein großes Volk unerläßlichen Einheitlichkeit unserer Sprache erklommen haben; sie ist mit der Aufopferung mancher landschaftlich liebgewordenen Gewohnheit nicht zu teuer bezahlt. Die so auch im Lautlichen festgelegte Hochsprache aber zeigt, wie man es etwas grob und obenhin ausdrücken dürfte, hochdeutsche Wortformen, wenn Sie wollen, hochdeutsche Buchstaben, denen niederdeutsche Laute unterlegt sind. Denn die stimmhafte Aussprache der b, g, d, die behauchte der p und t, die j und w und s als stimmhafte Reibelaute, die gerundeten ö, ü, eu sind durchweg niederdeutsche, den hochdeutschen Mundarten mehr oder weniger fremde Lautgebärden. So hat also der Norden auf der letzten Stufe unserer Sprachentwicklung noch einmal ein volles Gewicht in die Schale geworfen.

Und so haben denn alle deutschen Stämme nach und miteinander auf dem Plane gestanden, das hohe Werk der Gemeinsprache zu wirken. Dies haben sie auch von innen geeignet, die gemeine Sprache aller Volkszengenossen zu sein. Man wende nicht ein, daß die geschilderten Vorgänge doch nur für den Sprachgeschichter auf dem Grunde mühsamer Forschung sichtbar würden, nicht aber dem Sprechenden das frohe Gefühl des Mitbeteiligten, Heimischen zu geben vermöchten. Gewiß kann das Einzelne hier dem Einzelnen nicht zum Bewußtsein kommen. Aber in dieser Gemeinsprache tönen dank ihrer Bildungsgeschichte eben doch Klänge, die dem Süden und der Mitte nicht minder vertraut sind als dem Norden. In ihrem Wortbereiche wird das auch ohne Belehrung spürbar, und fort und fort steuern da alle zu dem gemeinsamen Schatze; noch in den letzten Jahrzehnten hat der Bayer „Kodel“ und „Rucksack“, der Tiroler die „Sommerfrische“, der Schweizer den „Putz“, die Wassertante das „flaggen“, der Wiener sein „fesch“, der Berliner — natürlich, wird man sagen — den „Radau“ eingebracht. Und immer noch bewahrt die Hochsprache genug an Geschmeidigkeit und Spann-

weite, daß jeder Schriftsteller ein Bodenständiges in ihr zur Geltung bringen mag. In der Heimatkunst der letzten Jahre ist das ausgiebig geschehen, und so spiegelt unsere Schriftsprache die schöne Mannigfaltigkeit deutschen Lebens treulich wieder.

Es ließe nun nicht minder sich ausführen, wie auch alle Stände und Berufe an der Gemeinsprache mitgebaut haben. Ich will nicht davon reden, daß die mancherlei Berufs- und Standessprachen jede aus ihrem Sonderbereiche Beiträge gespendet haben, deren Herkunft längst nicht mehr ohne weiteres erkennbar wird; wer wüßte unbelehrt zu sagen, daß „Süden“ ein Seemanns-, „spüren“ oder „vorlaut“ ein Jägerwort ist, daß „Bursche“ der Studenten-, „Ausbund“ der Kaufmannssprache entstammt? Es war im früher Gesagten aber vielfach hervorzuheben, wie gewisse Stände und Berufe da und dort im besonderen Sinne an der Gemeinsprache tätig waren: Adel und Geistlichkeit im Mittelalter und seit seinem Ausgange vorzüglich die Bürger; an der Kolonialsprache des Ostens hat auch bäuerliche Mundart ihren Anteil gehabt. Ich habe vorher die Schauspieler besonders nennen müssen und könnte für das Mittelalter auf die Fahrenden weisen, denen Lebensart und Beruf sprachlichen Ausgleich nahelegen mußten. Ich habe vielfach des weitreichenden Einflusses der Schrift und damit also der Schreiber gedacht und mußte noch die Buchdrucker nennen, die sich um Festigung und Ausbreitung der Gemeinsprache früh bedeutende Verdienste erwarben. Schule und Schulmeister wären nicht zu vergessen und jene Gelehrten, die als Grammatiker die geheimen Gesetze des Sprachbaues studierten und niederschrieben. Im übrigen ist's freilich gerade um die Stellung der deutschen Gelehrten zu unserer Hochsprache eine eigene Sache, denn nicht immer bedeutete sie ihr eine Förderung. Das hängt mit der seltsamen Geschichte unserer nationalen Bildung zusammen.

Sprachgeschichte ist bei jedem Kulturvolke — gewiß nicht ausschließlich, aber doch in hohem Maße — Bildungsgeschichte, und so versteht es sich, daß alle Bildungserlebnisse des deutschen Volkes auch in seiner Gemeinsprache sich spiegeln. Es war von vielem der Art schon vorher die Rede. Am offenbarsten liegt diese Tatsache in den zahlreichen Fremdbestandteilen der Sprache vor Augen. Was den Deutschen aus dem bunten Völkerbereiche, mit dem sie, als in einem Lande der Mitte, sich berührten, an Sachen und Gedanken

eindrucksvoll nahetrat, schlug in ihrer Sprache sich nieder. Kelten- und Alpenwörter; ein reiches kulturgeschichtlich beredtes römisches Sprachgut, spanische, italienische, spärlicher slavische oder englische Wörter wurden entlehnt oder in Lehnübersetzungen nachgebildet; das Französische hat zweimal, im zwölften und dreizehnten und vor allem im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert unsere Sprache sogar mit bedenklicher Überfremdung bedroht. Ihr stärkster Bedränger aber war ein Jahrtausend lang das Latein. Lateinische Sprache war das Mittel, durch das unser Volk südliche Gesittung sich anzueignen hatte. Christentum und antike Bildung schritten in ihrem Gewande heran. Latein war die Sprache der Kirche, der Wissenschaft, des Staates. Ungehemmte sprachliche Fortentwicklung gestattete ihm, fortdauernd angemessener Ausdruck ihrer Bedürfnisse zu sein. Das Aufkommen eines gebildeten Laienstandes seit dem zwölften, das Eindringen des Deutschen in die Urkundensprache seit dem dreizehnten Jahrhundert beschränkte dann seinen Bereich. Aber vom vierzehnten Jahrhundert an brachte der Humanismus einen empfindlichen Rückschlag. Er hat freilich das Lateinische am Ende tödlich getroffen, indem er es auf die klassische Stufe zurückschraubte und damit seine lebendige Entwicklung abschnitt. Es hat aber noch Jahrhunderte gedauert, bis es verblutete. Noch 1691 wurden in Deutschland mehr lateinische als deutsche Bücher gedruckt. Und wenn heute der Sieg des Deutschen auf der ganzen Linie entschieden ist, so haben wir uns doch, und gerade die gelehrten Kreise, von solcher Überwältigung durch das Lateinische noch nicht völlig zu befreien vermocht. Noch setzt man gelegentlich lateinische Inschriften auf öffentliche Gebäude, damit der Ungelehrte nicht etwa erfahre, welchen Zwecken die kostbaren Anstalten dienen, zu denen er mit hat bezahlen dürfen, und noch baumelt unseren Universitäten und mancher sonstigen gelehrten Bemühung da und dort ein lateinisches Zöpflein im Nacken.

Es wäre ungerecht und ungeschichtlich, zu verkennen, daß dies tausendjährige Ringen mit dem Latein unserer Sprache auch mannigfaltigen Vorteil gebracht hat; zum Ausdruck des höheren Geistigen, zu einer gebildeten Prosa ward sie wesentlich in seiner Schule erzogen. Freilich unterlief auch im einzelnen manche Vergewaltigung deutschen Geistes durch die fremde Sprachform und die Entwicklung unserer Sprache im Ganzen mußte verlangsamt und gehemmt werden, wenn die besten Geister sich ihrer Ausbildung

entzogen, um ihre Kräfte auf fremdem Felde zu versuchen. Es rührt wohl wesentlich von einer Übersteigerung des löblichen Triebes zur Sachlichkeit her, mag aber auch noch mit diesen Dingen zusammenhängen, wenn in Deutschland gerade die wissenschaftliche Prosa so geringen sprachlichen Ehrgeiz zeigt und vielfach in einem Jargon redet, dessen maßlose Überfremdung zum geringsten Teile Notwendigkeit, zum größeren Überlieferung und Nachlässigkeit ist; wobei denn solche Überfremdung durchschnittlich wie die Wasserppest auf stehenden, trüben und seichten Gewässern am üppigsten zu wuchern pflegt.

Wie alle Bildungsgeschichte, so haben natürlich auch die religiösen Erlebnisse unseres Volkes in der Gemeinsprache sich niedergeschlagen. Aus fernem Heidentum rühren noch Festnamen, wie Weihnachten und Ostern. Alle Stufen christlicher Entwicklung sind in ihr empfindbar. Unter griechischen Christen am Rhein mag ihr ein Wort wie Kirche, unter römischen manches frühe Lehnwort christlichen Gehaltes aus lateinischer Sprache zugeflossen sein, ehe Kirche und Kloster uns mit späterer Fülle überschütteten. Keltische Glaubensboten mögen ihr das Wort Glocke hinterlassen haben, gotischen Missionaren dankt sie die Lehnübersetzung „taufen“; tiefer griffen die Angelsachsen ein, selbst Wörter wie „heilig“ und „Geist“ scheint sie ihnen zu schulden. In der Pflege der Kirche vergeistigten und versittlichten sich zuerst bodenständige Wörter wie etwa „edel“, die Mystiker haben nach und mit dem Minnesang unsere Sprache geschmeidigt, das tiefste Gefühle, das Unausprechbare zu sagen. Und Luther erst hat, nach Herders Wort, die deutsche Sprache, den schlafenden Riesen, geweckt, hat seinem Volke gezeigt, „wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt“. Jakob Grimm wollte unsere Gemeinsprache geradezu als einen protestantischen Dialekt bezeichnen, und wirklich stand die nahe Verbindung mit Luther ihrer Ausbreitung in dem weithin katholischen Westen und Süden im Wege. Man wollte dort bei „Blum“ und „Seel“ verharren statt des gemeinsprachlichen „Blume“ und „Seele“, bei „Bluet“ statt „Blut“, weil man, wie ein Freiburger Professor des achtzehnten Jahrhunderts, die sprachliche Rückständigkeit seiner katholischen Glaubensgenossen verspottend, sich ausdrückt, jene Formen als „genuinkatholisch“ empfand und gegen das „lutherische =e“ sich sperrte.

Ich habe bisher nur von den Erlebnissen des gesamten Volkes geredet,

die in der Sprache ihren Widerschein finden, und doch klangen unaufhörlich schon die Namen großer Einzelner auf. Es bleibt nachdrücklich hervorzuheben wie alle bedeutenden Dichter und Denker unserer Gemeinsprache tiefe Spuren eindrückten. Ihnen hat die Sprache immer als weicher Ton in Händen gelegen, dem sie stets erneute und oftmals fortdauernde Bildung gaben; so manches liegt heute auf jedes Deutschen Zunge, was einst, den Sprechender längst unbewußt, ein Einzelner fand. Und immer wieder reichen die Meister durch die Jahrhunderte sich die Hände. Von den Mystikern des Mittelalters hat Luther gelernt und ist selbst wieder der große Spracherzieher seines Volkes geworden; es wird nie gelingen völlig abzuschätzen, was dieser eine Mann für die Entwicklung unserer Hochsprache bedeutet. In seiner Bibelübersetzung war ein Werk gegeben, das wirklich die ganze Nation mit Augen und Mund gelesen und im Herzen bewahrt hat, die Gebildeten wie die breite Menge, Protestanten wie Katholiken; denn auch die katholischen Bibelübersetzungen früherer und späterer Zeit haben ja, wie bekannt, den Lutherischen Wortlaut im weitesten Maße übernommen. Und alle großen Sprachmeister nach Luther haben von ihm gelernt; Klopstock, Goethe, Nietzsche wären in ihrer Sprechweise nicht denkbar ohne sein Vorbild. Was dann unsere großen Dichter der klassischen Zeit für unsere Sprache bedeuteten, steht lebhaft in jedes Gebildeten Bewußtsein. Wie Klopstock sie im feierlichen Orgelton aufrauschen lehrte, wie Lessing ihr Schärfe und Klarheit, Wieland den leichten Plauderton der vornehmen Welt verlieh, wie Herder ihr die Leidenschaft der Überzeugung, Schiller das große sittliche Pathos schenkte, wie Goethe in ihr „Melodie vom Himmel geführt“ — das läßt sich hier eben andeuten, nicht ausführen.

Genug, daß auch hier alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt.

Denn alle diese Großen wurzeln tief in der Wesensart ihres Volkes, der sie nur, jeder nach seiner besonderen Seite hin, gesteigerten Ausdruck verliehen. Es ist aber deutlich, daß über solche Sonderprägungen hinaus in dem Meer der Gemeinsprache die Wesensart des gesamten Volkes schäumt und wogt, daß sie dem Ganzen Geschmack und Farbe gibt. Wilhelm von Humboldt hat längst nachdrücklich betont, wie vollkommen Geist und Sprache eines Volkes ein und dasselbe sind. Ich habe mich im früher Gesagten

emüht darzulegen, wie das gesamte Schicksal unserer Nation sich treulich in unserer Sprache spiegelt; wenn, wie neuere Forschungen wahrscheinlich sind, Sprache die Gesichtszüge bildet, so tragen wir alle auch im äußeren Sinne die Schicksalszüge unseres Volkes im Antlitz. Damit ist aber schon ausgesprochen, daß unsere Sprache nichts anderes sein kann als das tönend gewordene Gemüt unseres Volkes, denn auch Gemüt und Schicksal sind, nach Kleists seherischem Worte, ein und dasselbe. Es wäre kein aussichtsloses Unternehmen, aufzuzeigen, wie bekannte Vorzüge und Schattenseiten deutschen Wesens, Innigkeit und Tiefe, Sachlichkeit, Freiheitsliebe und Neigung zum Mannigfaltigen, bereitwillige Aufopferung an Fremdes, auch Schwerfälligkeit und Unform, Bedanterei und Überhitzung, all die starke innere Spannung und ewige Unruhe unserer Art in ihr sich geltend machen; vornehmlich die Satzfügung, aus welcher nach einem schönen Worte Jakob Grimms vor allem „die Seele der Sprache vernehmlich hervorbricht“, könnte Belege dafür erbringen. Das Einzelne bedürfte aber umständlicherer Erörterung, als diese Stunde uns gönnen mag.

Nur einige Schlußfolgerungen möchte ich an das Gesagte noch knüpfen.

Daß unsere Gemeinsprache ein köstliches nationales Gut bedeutet, in den Bemühungen von Jahrhunderten schwer errungen, konnte auch aus den kizzenhaften Darlegungen deutlich werden, die ich hier allein zu bieten vermochte. Ein solches Gut bedarf ernsthafter Pflege.

Daß ich in einer Sprache geboren bin, das heißt, daß sie in Mutterlauten meine Wiege umklang, die Morgenträume meines erwachenden Bewußtseins in ihr sich färbten, ihr Zauberstab mir zuerst eine noch unerlebte Welt erschloß — das will gewiß viel bedeuten, aber es besagt noch nicht, daß ich damit die Sprache meines Volkes beherrschte. Sie kann als eine alte Kultursprache, wie schon der ehrwürdige Schottel seinen Volksgenossen einzuschärfen suchte, „nicht aus dem Winde aufgeschnappt werden“; es bedarf der Arbeit und ernststen Fleißes, um in ihr heimisch zu werden. Nirgend gilt mehr als hier, daß Vätererbe erworben sein will, damit man es besitze. Und gerade uns Deutschen tut eine sorgfältige Spracherziehung um so mehr not, als wir durchschnittlich mit leidiger Geringschätzung des Wortes unsere Muttersprache weit unvollkommener beherrschen als etwa unsere romanischen Nachbarn die ihre. Karl Vofler hat jüngst treffend ausgeführt, welchen Schaden

diese Einstellung uns Deutschen im Kriege gebracht hat, als unsere Feinde die Welt mit Worten gegen uns bezauberten. Der verächtliche Sinn, den wir dem Ausdruck „Phrase“ im Gegensatz zu seinen Urhebern, den Franzosen ausschließlich beilegen, beleuchtet dies Verhältnis mit großer Klarheit. Der Sinn für sprachliche Schönheit ist in unserem Volke, wie man immer wieder beobachten kann, sehr wenig entwickelt. Auch viele Gebildeten stehen ihr fast gleichgültig gegenüber, daß ihnen die sprachlich dürftigste Vermittlung der Gedanken, wenn sie nur dem Verstande Genüge tut, genau so gefällig ist wie die anmutigste voller Anschauung und Gefühl. Einer geformten Prosa fehlt bei uns auch das Publikum, das ihrer begehrt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß wir Deutschen im allgemeinen auch des gesprochenen Wortes wenig gewaltig sind. Wie hilflos unwirksam waren doch in den furchtbaren Kriegsjahren die Reden fast aller unserer Staatsmänner in den entscheidendsten Stunden, wie wenig verstanden sie den Zauber sprachlicher Form zur Beschwörung der Geister zu nützen!

Solch angeborener Schwäche muß eine sorgfältige Spracherziehung und Sprachpflege entgegenarbeiten. Ich kann nicht mehr von ihren Aufgaben einzelnen sprechen, so gern ich es möchte. Die Erziehung muß auf der Schule beginnen und noch die Hochschule dürfte sich nicht zu vornehm dünken, sich ihrer anzunehmen; auch in einem Institut für Zeitungswissenschaft sollte es eine Stätte bereitet sein. Darüber hinaus müßte die gesamte Öffentlichkeit der Sprachpflege lebhaftere Teilnahme gönnen. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat seit einigen Jahrzehnten Dankenswertes auf diesem Felde geleistet und verdiente weitgehende Förderung. Längst schon haben Staats- und Gemeindebehörden für ihre sprachlichen Äußerungen seine Mitarbeit gesucht; es sollte das ganz regelmäßig geschehen. Ja, ich halte ein Reichs Sprachamt nicht nur für wünschenswert, sondern geradezu für notwendig; ich bedaure hier besonders, daß die Zeit fehlt, auseinanderzusetzen, wie es regelmäßig sich einrichten und wirken könnte.

Die Sprachwissenschaft und die deutsche Philologie im besonderen haben solchen Forderungen lange teilnahmslos, mehrfach sogar mit ausgesprochener Ablehnung gegenübergestellt. Mit Unrecht, wie ich meine. Nicht bloß, daß jede Wissenschaft das Verlangen, von der Volksgemeinschaft getragen zu werden, erst dann erheben darf, wenn sie ihrerseits sich

bereit findet, in den Dienst des nationalen Lebens zu treten. Auch vom innerwissenschaftlichen Standpunkte ist ein solches Verhalten nicht zu rechtfertigen. Der bedeutsame Umschwung, der sich gegenwärtig in aller Sprachetrachtung vollzieht, indem man die Sprache als eine vom Kulturwillen des Menschen getragene und hundertfältig willkürlich beeinflusste Kulturerscheinung erfassen lernt, nicht wie das vergangene Geschlecht als eine im geheimnisvollen Wachstum unbeeinflussbar sprießende und zweigende Pflanze — dieser Umschwung muß, was wir gefordert haben, auch wissenschaftlich rechtfertigen.

Genug aber vom Einzelnen. Dies bleibt gewiß: Dienst an der Sprache ist Dienst am Volkstum. Und dazu sind wir alle geboren. Noch verschatterte dunkle Wolken unserem Volke seinen Stern, doch wir glauben an ihn und lassen uns unseren Mut und unser Recht nicht rauben. Gott hat das Lied der Erde vielstimmig geschrieben. Jedem Volke hat er seine Sonderstimme zugesetzt, keines darf sich rühmen, allein des vollen Liedes gewaltig zu sein. Die gesamte Menschheit leidet, wenn ein Volk in seiner freien Entfaltung gehemmt wird. Wer ein Volkstum antastet — so schrieb 1851 ein Vorseher der italienischer Freiheit und Einheit, und wir rufen es den heutigen Gewalt habern Italiens laut in die Ohren, damit sie erröten — wer ein Volkstum verletzt, ermordet die Freiheit selbst, deren Gemeinentfaltung es darstellt. Jedes Volkstum ist, so sagt Mancini, ein heilig und göttlich Ding — *sant e divina cosa* — wie die Freiheit selbst.

Wir Deutschen haben, wie Scheler einmal treffend bemerkt hat, nicht jene „plastische Metaphysik der nationalen Mission“ wie die Engländer, die sich für die geborenen Herren der Erde halten, wie die Franzosen, die sich zu ihren Lehrern und Führern erlesen wähnen. Aber an eine Sendung in der Menschheit glauben auch wir. Wir können sie heute nicht erfüllen nach der vollen Maße unseres inneren Vermögens. Denn wir sind unfrei und zerissen, Millionen von Volksgenossen, die zu uns begehren, versagt brutale Gewalt die Stillung ihres gerechtesten Willens. Solange uns mit ihnen gemeinsame Sprache verbindet, soll uns nicht bange werden. In unserer Sprache liegt, keiner Gewalt zugänglich, die echte deutsche Heimat, lebt uns sichtbar das größere deutsche Reich der Zukunft.

Und so wendet sich zum Schlusse mein Wort an Euch, meine jungen

Kommilitonen, die Ihr die Zukunft auf Eueren Schultern tragt. Erwerb Euch und hütet den herrlichen Hort unserer Sprache, werdet nicht müde aus ihren Goldbechern der Väter Minne zu trinken, aus ihr Kraft Euch zu holen und Begeisterung zu hohem, völkischem Werk! Erfüllt es in ernster Arbeit, ohne Lärm, ohne Geflirr, unter uns daheim wie an den Volksgenossen draußen! Der Erfolg wird sich unverdrossenem Bemühen nicht versagen. „Hier winden sich Kronen in ewiger Stille, die werden mit Fülle die Tätigen lohnen. Wir heißen Euch hoffen!“